

Klaus Bockmühl

Der Mensch auf der Suche nach Menschlichkeit



Brunnen Verlag Gießen/Basel

Theologie und Dienst Flugblatt 5

Herausgegeben im Auftrag des Prediger- und Missionsseminars
St. Chrischona, Bettingen bei Basel
von Klaus Bockmühl, Helmut Burkhardt und Werner Stoy

Umschlag: „Der barmherzige Samariter“
Niederl. Schule um 1600,
einem Foto von Bildarchiv Foto Marburg entnommen.
© 1979 by Brunnen Verlag, Gießen
Gesamtherstellung: K. Klose oHG, Wetzlar
ISBN 3 7655 0500 5

HERRN PROFESSOR
DR. HENDRIK VAN OYEN
ein ehrerbietiger Gruß zum
80. Geburtstage

Einleitung

Menschlichkeit — das ist ein mehrdeutiges Wort und eine vielgestaltige Sache. Der Begriff „menschlich“ ist so komplex wie der Mensch selbst.

Schon bei den alten Griechen klingt beim Gebrauch des entsprechenden Wortes der Eindruck von Schwäche und Hinfälligkeit menschlicher Existenz an. Ebenso steht es mit dem deutschen Ausdruck. Schlägt man das große Wörterbuch der Gebrüder Grimm auf, ist zu erfahren, daß „menschlich“ sowohl im Unterschied zu „göttlich“ als auch im Gegensatz zu „teuflich“ die Grenzen und die Unzulänglichkeit menschlichen Wesens bezeichnet: „Irren ist menschlich“, sagen wir und „Da kommt jede menschliche Hilfe zu spät“. Man spricht davon, daß „auch einem Genie einmal eine Menschlichkeit begegnen kann“, ein Irrtum nämlich, wenn einer sich auf ein Gebiet begibt, auf dem er sich nicht auskennt. Hinter alledem steht der Tod, die grundsätzliche Schranke des Menschen, die Wilhelm Tell sagen läßt: „Tröstet mein Weib, wenn mir etwas Menschliches begegnet.“ „Menschliches Wesen, was ist's gewesen? In einer Stunde geht es zugrunde...“ (Paul Gerhardt).

Hinfälligkeit — diese Bedeutung kann allerdings hier mit „Menschlichkeit“ wohl nicht gemeint sein. Denn nach solcher „Menschlichkeit“ suchen wir nicht — wir haben sie ohnehin. Auf der Suche ist man immer noch einem Noch-nicht-Vorhandenen, einem Wunschziel, nach etwas, das uns fehlt. „Menschlichkeit“, wie wir sie suchen, muß also eher eine Notwendigkeit, ein Ideal oder ein Bedürfnis bezeichnen; — nicht einen Ausgangspunkt, sondern eine Zielsetzung.

Der Begriff „Menschlichkeit“ ist aber auch als Zielvorstellung mehrdeutig, und wie vorher in bezug auf Vorhandenes, so müssen wir noch im Blick auf das Erhoffte eine Abgrenzung vornehmen. Die hier anvisierte Doppeldeutigkeit läßt sich am besten an dem Parallelbegriff von „Menschlichkeit“, an „Humanität“, zeigen.

Dies Wort hat (wie seine lateinische Wurzel „humanitas“) von alters her zwei Bedeutungen: Es umfaßt die beiden ganz verschiedenen griechischen Begriffe *paideia* und *philanthropia*.

Philanthropia heißt „Menschenfreundlichkeit“, „Mitgefühl“, während *paideia* „Erziehung“ bedeutet, besser noch „Bildung“, „kultivierte Lebensform“ oder, wie Kant sagt, die „Geschliffenheit“, die man beispielsweise durch die Kenntnis der antiken Schriftsteller gewinnt.

Wir haben also zunächst zwischen diesen zwei Bedeutungen des Begriffs zu wählen. Ihre Eigentümlichkeiten und Unterschiede sind charakteristisch: der eine (Bildung, Kultur) ist ein Zustands-, der andere (Mitgefühl und Hilfeleistung) ein Beziehungsbegriff, der eine intransitiv, der andere transitiv. Humanität im ersten Sinn hat ihren Ort *im* einzelnen Menschen. Humanität im zweiten *zwischen* verschiedenen Menschen. Nun könnten wir freilich unser Thema „Der Mensch auf der Suche nach Menschlichkeit“ verstehen als die Forderung nach höherer Bildung in einer immer ungebildeter werdenden Welt! Indes scheint das — im Unterschied zu „Humanität“ — nicht in dem Begriff „Menschlichkeit“ zu liegen. In den letzten Jahrzehnten denkt man — gewiß verständlich angesichts der ungeheuren geschichtlichen Umwälzungen und der zahllosen Leiden, die unsere Zeit erlebt — beim Stichwort „Menschlichkeit“ vielmehr eindeutig an humanitäre Unternehmungen, an Diakonie, Caritas, Rotes Kreuz, d.h. also an die zwischenmenschliche Bedeutung des Begriffs.

In diesem Sinne fassen wir das Thema auf und formulieren es mit den Fragen:

Was ist Menschlichkeit, und wie ist sie zu finden?

Was sind die Maße, was die Motive der Menschlichkeit?

I. Maße der Menschlichkeit

Wie schon gesagt, spiegelt die Mehrdeutigkeit des Begriffs „Menschlichkeit“ etwas von der Konturenunschärfe der Sache selbst. Wir müssen gleichwohl den Versuch machen, einige inhaltliche Elemente zu beschreiben.

1. Erscheinungsformen der Menschlichkeit

Es gibt verschiedene Erscheinungsformen der Menschlichkeit; wir können mindestens vier unterscheiden.

Wir denken zunächst an die *Achtung vor dem Mitmenschen*. Gemeint ist ein allgemeines Eintreten für das Lebensrecht jedes Menschen, aber auch der spezielle, konkrete Einsatz für die notwendigen Bedingungen der Erhaltung und Entfaltung alles Menschlichen. Es dürfen keine unmenschlichen oder übermenschlichen Zumutungen an den Menschen gerichtet, keine zu hohen Forderungen gestellt werden. Der Kampf um reine Luft und sauberes Wasser, um genug Lebensraum und Nahrung, aber auch um zuträgliche Arbeitsbedingungen für alle Menschen ist eine Sache der Menschlichkeit.

Eine zweite, höhere Stufe der Menschlichkeit ist *insbesondere* das Eintreten für das Lebensrecht der Zurückgesetzten, für die Schutzwürdigkeit des ungeborenen und neu geborenen, schutzlosen Lebens, für die Existenzerhaltung der wirtschaftlich Schwachen, der Kranken, Alten, kurz: aller Hilfslosen und aller derjenigen, die mit einem Handicap im Leben stehen. Auch hier ist es eine zusätzliche Forderung der Menschlichkeit, daß ein solches Eintreten für das Lebensrecht der Schwachen und Behinderten nicht nur allgemein, sondern auch im einzelnen zu geschehen habe, indem man Nachsicht zeigt und Toleranz übt im Blick auf konkrete Fälle menschlicher Beschränktheit, die einem begegnen.

Aber noch nicht genug. Eine solche Haltung der Toleranz

könnte ja im Theoretischen steckenbleiben. Die Menschlichkeit, die uns vor Augen steht, fordert darüber hinaus *praktische Rücksichtnahme* auf die vielfältigen, unvermeidlichen Schwächen, die im Verkehr der Menschen miteinander auftauchen. Sie fordert Anteilnahme, Eingehen auf den Benachteiligten, indem man ihm Vorteile einräumt, dem Behinderten den Vortritt läßt, zugunsten des Älteren auf den Platz verzichtet, also *hilft durch eigenes Zurücktreten*, anstatt es bei einer theoretischen Sympathie zu belassen oder gar aus der Schwäche des anderen für sich selbst Kapital zu schlagen.

Eine vierte, alle vorigen umfassenden und überbietende höchste Stufe der Menschlichkeit wäre dann die positive Zuwendung, das *Hervortreten in tätiger Zuwendung* zum Schwachen und Hinfälligen mit der Absicht, ihm aufzuhelfen, ihn aufzurichten, ihn in Obhut zu nehmen, Gebrechen zu heilen, Leiden zu lindern, Arme zu versorgen, kurz: bedrohtes Leben zu erhalten und sich des Schwachen anzunehmen, um seine Lage zu bessern.

Haben wir so in einem ersten Gedankengang die Bedeutung von „Menschlichkeit“ durch die Beschreibung einer Stufenfolge verschiedener Erscheinungsformen von Menschlichkeit festgestellt, wollen wir in einem zweiten Gang einige Eigenschaften der Menschlichkeit noch genauer betrachten.

Eine solche Hingabe an den Nächsten bedeutet einmal und zum wenigsten, daß ein Mensch *aus sich herausgeht*. Er ist jetzt nicht mehr nur mit sich selbst beschäftigt. Menschlichkeit macht den notleidenden anderen zum Mittelpunkt des Denkens und Handelns und hat deshalb etwas mit Nächstenliebe zu tun. Sie bleibt nicht stehen bei dem berühmten Satz des antiken Philosophen Epiktet, der auch die Devise unseres eigenen natürlichen Menschen ist, nämlich: „Es gibt nichts auf der Welt, das mir lieber ist als ich selbst“, auf gut deutsch: Jeder ist sich selbst der Nächste. Menschlichkeit hieße, über eine solche Einstellung hinauszugehen. Menschlichkeit zielt deutlich in eine andere Richtung als das modische Programm der „Selbstverwirklichung“.

Diese Hingabe an den Nächsten, wie sie die Menschlichkeit zum Ausdruck bringt, bedeutet darüber hinaus die Preisgabe des

Prinzips „Jedem das Seine“: dem Würdigen alles, was er verdient, und dem Unwürdigen nichts. Menschlichkeit schaut nicht darauf, ob einer würdig ist, sondern ob er bedürftig ist. Das heißt, Menschlichkeit handelt nicht mehr auf der Grundlage der Maxime „Eine Hand wäscht die andere“. Sie wendet sich dem Hilfsbedürftigen zu, auch wenn keine Aussicht auf Belohnung, Gegenleistung oder öffentliches Lob besteht. Darin liegt unverkennbar ein Stück *Verzicht* auf Eigenes, auf die Fortführung privater Pläne, auf Recht und Besitz, ein Stück Verlust aller dieser natürlichen Möglichkeiten, ein Stück Selbstaufgabe anstelle von Selbstgewinn.

Ein weiteres Element, von dem man annehmen wird, daß es in wahrer Menschlichkeit enthalten ist, ist das *Mitgefühl*, das Wohlwollen für den notleidenden anderen. Hilfeleistung wird hier nicht mechanisch vorgenommen oder in abstrakter Sachlichkeit, so wie man (vielleicht ein wenig ungeduldig!) einen verhedderten Faden wieder in Ordnung bringt. Menschlichkeit enthält vielmehr eine Teilnahme des ganzen Menschen an der Lage des anderen, ja sogar ein Bewußtsein der Gleichheit und Solidarität, ein Mitbetroffensein mit dem Betroffenen.

Schließlich erwarten wir gerade dort, wo Mitgefühl vorhanden ist, daß Menschlichkeit nicht nur seelische Haltung bleibt, sondern zum Verhalten, zum Handeln wird. *Wohlwollen* muß fortschreiten zu *Wohltun*, aus *amor affectivus* zum *amor effectivus*. Denn das ist richtig: Bloßes Mitleiden ohne tätige Mithilfe nützt niemandem. Sie würde enttäuschen. Unwirksame Menschlichkeit vermöchten wir nicht Menschlichkeit zu nennen. Soviel zu dem, was Menschlichkeit bedeutet!

Nachdem diese Einzelzüge gesammelt und beschrieben sind, muß nun in aller Form konstatiert werden: Was wir heute unter Menschlichkeit verstehen, und daß wir ebendies unter Menschlichkeit verstehen, ist *das Ergebnis einer fast zweitausendjährigen christlichen Erziehung im Abendland*. Unsere Kultur enthält gewiß sehr verschiedenartige Elemente, die sich bekanntlich nur schwer oder gar nicht voneinander trennen lassen. Andererseits machen wir uns in unseren Ländern wohl kaum eine zureichende Vorstellung davon, wie tief die christliche Verkündigung durch anderthalb Jahrtausende unser Denken

bis hinein in unsere Sprache geformt hat. Man muß beispielsweise einmal nach Asien gehen, um zu begreifen, wieviele Selbstverständlichkeiten unseres sozialen Lebens sich, von außen betrachtet, als Folgen des Christentums erweisen, selbst wo sie im Denken eines ganz säkular eingestellten Menschen nur noch als „abgesunkenes Kulturgut“ vorhanden sind. Die Quelle unseres Begriffs von Menschlichkeit ist das Alte und das Neue Testament.

Dieser Zusammenhang wird unmittelbar deutlich, wenn man unser heutiges Denken mit den Auffassungen der vorchristlichen griechisch-römischen Antike vergleicht. Einer der größten Kenner des Lebens im alten Griechenland konstatiert: „Caritas war keine Tugend des griechischen Altertums“ (Boeckh). Andere Experten stimmen ihm zu. Die hier zu betrachtende Diskrepanz zwischen antiker und biblischer (jüdisch-christlicher) Ethik und unser Bestimmtsein von der letzteren läßt sich anhand des Begriffs „Gerechtigkeit“ exemplarisch verdeutlichen. Für die griechische Philosophie ist „Gerechtigkeit“ ein ethischer Zustand, eine Tugend, ist Qualität einer Person (intransitiv, ganz wie „paideia“), und bedeutet etwa soviel wie die Harmonie der Seelenkräfte im Menschen, also etwas, das wir eher mit „Richtigkeit“ bezeichnen würden oder gar mit „innere Ausgeglichenheit“.

Auch im Alten Testament gilt Gerechtigkeit als eine Tugend. Dort ist sie aber bezeichnenderweise wieder Qualität einer *Beziehung*, eines Verhältnisses zwischen Personen, und zwar so, daß der Gerechte derjenige ist, der dem andern hilft. In der Verheißung des Propheten Jesaja z.B. wird der Messias „der Gerechte“ genannt, weil er „viele gerecht macht“ (Jes 53,11); Gerechtigkeit hat etwas von einer ärztlichen Haltung an sich. In den Psalmen heißt es entsprechend: „Der Gerechte ist barmherzig und gibt gerne“ (Ps 37,21). So kommt es, daß im Alten Testament Gerechtigkeit am besten durch *Barmherzigkeit* interpretiert wird; Barmherzigkeit, die zur konkreten Tat wird, indem sie dem Hilfsbedürftigen beispringt. Die Spitze dieser Anschauung ist dann folgerichtig, daß die Almosen, die im Spätjudentum eine so entscheidende Rolle spielen, *zidkot* — auf deutsch „Gerechtigkeiten“ — genannt werden! Während also im Griechentum „Tugend“ allgemein eine Haltung be-

deutet, d.h. ein Verhalten des Menschen zu sich selbst, so bedeutet es im jüdisch-christlichen Bereich — wenn man dann noch von „Tugend“ reden will — allemal die Qualität des Verhaltens zum andern.

Ebenso entspricht unser Begriff „Menschlichkeit“ dem biblischen Denken. Damit ist klargestellt: Wollen wir dem Wesen der Menschlichkeit wirklich auf den Grund gehen, so müssen wir zu ihren biblischen Wurzeln, d.h. in unserem Fall zur Menschlichkeit Jesu von Nazareth zurückgehen. Die biblische Entsprechung, das Wurzelwort und der Wurzelwert für Menschlichkeit lautet *Barmherzigkeit*. Wenden wir uns also in einem zweiten Teil unserer Überlegungen über die Maße der Menschlichkeit der biblischen Lehre zu, vor allem der Unterweisung Jesu!

2. Biblische Typologie der Menschlichkeit

Unsere Vorstellung vom Handeln der Menschlichkeit ist vor allem geformt durch Jesu Gleichnis vom Barmherzigen Samariter, Lk 10,25-37. In der Gestalt des Barmherzigen Samariters stellt Jesus uns einen wahrhaft „menschlich“ Handelnden vor Augen. Dieser unterbricht, als er einen Beraubten und Verletzten am Wege liegen sieht, von Mitgefühl bewegt, seine Reise und nimmt sich des Geschlagenen an. Unter Hergabe von eigenen Mitteln sorgt er umsichtig für die Wiederherstellung des andern.

Wer immer das Gleichnis liest, dem muß die Selbstvergessenheit des Samariters angesichts der akuten Not des anderen auffallen und damit der *Wechsel* des Horizonts: Der Barmherzige stellt den notleidenden *Nächsten* in den Mittelpunkt seiner Überlegungen und seines Tuns.

Während Jesus im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter die *zufällig* begegnende Notlage zum Ausgangspunkt macht, beschreibt er anderswo die *regelmäßige* Arbeit an der Lebenserhaltung des Nächsten als das richtige Verhalten seiner Jünger. In dem unscheinbaren Gleichnis Mt 24,45 ff ist die Rede von zwei Verhaltensweisen, die der Mensch in der Zwischenzeit von Jesu Himmelfahrt und seiner Wiederkunft zum Antritt der

öffentlichen Herrschaft auf Erden einnehmen kann: Auf der einen Seite steht diejenige des *bösen Knechts*, der seine Zeit zubringt mit Fressen und Saufen, der sich berauscht und für seine Mitmenschen nur Schläge übrig hat; auf der andern steht die des *nüchternen, getreuen Knechts*, der, wie Jesus knapp formuliert, gemäß seinem Auftrag „seinen Mitknechten Speise gibt zur rechten Zeit“ und so zum Teilhaber an dem göttlichen Werk der Erhaltung der Welt wird. Dem Selbstgenuß stellt Jesus den Dienst an der Erhaltung des Nächsten gegenüber.

Während Jesus in Mt 20,25-28 seine Jünger ausdrücklich noch einmal zum Dienst beauftragt und sein eigenes Leben als Dienst für viele charakterisiert, läßt er uns in Mt 25,31-46 einen Blick tun auf die eigentlichen Inhalte christlicher Barmherzigkeit, die sogenannten „sechs leiblichen Werke der Barmherzigkeit“: Sorge um Nahrung, Speise und Trank, Kleidung, Obdach und die Gewährung der Gemeinschaft für den kranken oder durch Gefangenschaft vom Mitmenschen abgeschnittenen Nächsten. In den Geschichten, die Jesu eigenes Handeln wiedergeben, sehen wir, daß neben den Speisungen der armen Massen vor allem solche Krankenheilungen hervortreten (wie die der Blinden und Verkrüppelten), die die Wiederherstellung des Lebens sichtbar darstellen.

Darüber hinaus nimmt Jesus sich der Ausgestoßenen der Gesellschaft an, sogar derer, die ihr Leben selbst schuldhaft zerstört hatten. Er will damit wie durch symbolische Handlungen das Wesen des barmherzigen *Gottes* vor Augen führen, aber zugleich Maßstäbe für das Verhalten der Menschen untereinander geben. Diesen Zusammenhang zwischen der Barmherzigkeit Gottes des Vaters und der Barmherzigkeit, die die Kinder Gottes üben sollen, zeigen ebenso die Gleichnisse vom Verlorenen Sohn und vom Schalksknecht. Leben und Lehre Jesu sind eine Schule der Barmherzigkeit, in der Menschlichkeit anschaulich wird. Konkrete Menschlichkeit lernt man bei Jesus.

Es ist hinzuzufügen, daß auch *unserer* Nächstenliebe überall in der Heiligen Schrift die Schwachen besonders anempfohlen werden. Im Alten Testament sind es die Alten, die Armen, Witwen und Waisen, die wirtschaftlich Hilflosen und Abhängigen, insbesondere die fremden Arbeiter, die in Israel

keinen Grundbesitz hatten und damit — in einer bäuerlichen Gesellschaft — keinen Anteil an den Produktionsmitteln. Für sie alle soll im Volke Gottes gesorgt werden, denn Israel muß ja von Ägypten her noch wissen, was es heißt, Fremdling und Fronarbeiter zu sein. Diese alle, und dazu der aus Ungeschick verarmte Israelit, sollen gleichwohl von den glücklicher Gestellten in ihrer Existenz gesichert und erhalten werden (3 Mo 25,35). Gott selbst, so wird immer wieder eingepreßt, übernimmt die Garantie für das Leben des Nächsten; er ist der Herr, und er ist barmherzig, so daß in seinem Reich kein Raum für Unbarmherzigkeit sein kann.

Im Neuen Testament kommt noch die Fürsorge für die Kinder — eine weitere Kategorie der Schwachen — hinzu (Mt 18,5). Sie hatten in der Antike, wie die damals alltäglichen Kindstötungen und Kindesaussetzungen beweisen, keinen gesicherten Platz in der Welt. Die konkrete Fürsorge für die Kinder, die Kranken und Alten kam erst mit dem Christentum in die griechisch-römische Welt. Europa, der individualistische Kontinent, hat die Barmherzigkeit von Christus gelernt. Seine Menschlichkeit läßt sich am besten mit dem Prophetenwort zusammenfassen, das er zitiert: „Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen“ (Jes 42,2 — Mt 12,20). Er ist es, der den in der Welt der Religionen bisher unerhörten Gesichtspunkt geltend macht: „Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer.“

Seine Gemeinde hat das verstanden. Wie ein Echo der Worte Jesu klingt die Ermahnung des Hebräerbriefs: „Wohltutun und mitzuteilen vergeßt nicht, denn *solche Opfer* gefallen Gott wohl“ (Hebr 13,16). Und aus dieser Ermahnung erwächst, zunächst innerhalb der christlichen Gemeinde (siehe die Einsetzung der Diakone und Diakonissen und die Opferbereitschaft der Glieder der Urgemeinde, Apg 4 und 6), dann weit über den Rand der Gemeinde hinauswirkend die organisierte Diakonie bis auf den heutigen Tag. Sie ist ein *characteristicum* (Merkmal) der christlichen Gemeinde und — nimmt man einmal die Fürsorgeeinrichtungen des alten Judentums aus — geradezu ein *unicum* (etwas Einzigartiges) in der Religionsgeschichte.

3. Kritik an der Barmherzigkeit

Wir können nun nicht einfach diese Umrisse einer aus ihrem biblischen Grunde gefüllten Menschlichkeit darstellen und zur Aneignung empfehlen, ohne auf einige Formen der Kritik einzugehen, die sich diesem Entwurf entgegenstellen.

Kritik an der Barmherzigkeit folgt bereits notwendig aus dem *griechischen Ideal* des innerlich ausgeglichenen, in sich vollendeten Menschen. Einmal sucht man in der griechischen Ethik vergeblich nach dem Stichwort Barmherzigkeit. Denn diese Ethik ist eine Ethik der Elite, die sich nur mit den Beziehungen unter Gleichwertigen beschäftigt. Zum anderen gibt es natürlich in Griechenland wie überall in der Welt die Empfindung des Mitleids, das Mitgefühl. Dasselbe gilt aber der griechischen Ethik eben als unnütz: ein Rechtsanwalt z.B. werde versuchen, bei dem Richter Mitleid für seinen Mandanten zu erwecken; Mitleid mache den Richter unsachlich. Vor allem aber ist Mitleid für den griechischen Weisen etwas, das seinen inneren Frieden und den mühsam erworbenen Gleichmut aus dem Gleise bringt. Deshalb ist es nicht erwünscht.

Während man bei neueren Ethikern eine ganz in griechischer Tradition stehende Tugendlehre findet, die lauter Persönlichkeits-, aber keine Mitmenschlichkeitstugenden aufzählt, betont *Immanuel Kant*, der Begründer ethischen Denkens in der Neuzeit, durchaus die Pflichten gegenüber dem Nächsten. Er ist nämlich noch entscheidend vom Ethos des Neuen Testaments bestimmt, indem er von dem Gebot der Nächstenliebe (Mt 22,37) und vor allem von der Goldenen Regel ausgeht (Mt 7,12): „Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch.“ Im Anschluß daran fordert Kant Wohltätigkeit, Dankbarkeit, Teilnehmen am Geschick des anderen. Solches Handeln müsse auch speziell gegenüber den Notleidenden geübt werden, z.B. gegenüber den Armen, denen das Notwendigste abgeht. Ebenso dürfe man an Krankenstuben und Schuldgefängnissen nicht vorübergehen. Wir hören hier deutliche Anklänge, ja fast Zitate aus Mt 25,31-46.

Diese tätige Teilnahme am Wohlsein der Mitmenschen ist jedoch für Kant eine Sache der Pflicht. Deshalb will er von

Barmherzigkeit ebensowenig gern etwas hören wie von Mitleid. Mitleid mag als Motiv zu wohlütigem Handeln zugelassen werden, das aber doch eigentlich nicht durch ein Gefühl, sondern eben durch das Bewußtsein der *Pflicht* motiviert werden soll: Kants Ethik ist ausgesprochen Pflichtethik. In Barmherzigkeit wie im Mitleid hört er zudem einen Ton von Herablassung wie zu einem Unwürdigen mitschwingen, einen Ton, der womöglich etwas Beleidigendes an sich hat.

Kants Kritik ist entgegenzuhalten, einmal, daß sie offenbar trotz der vorhandenen biblischen Grundlegung der Nächstenliebe bei dem Begriff der Barmherzigkeit von dem griechischen Verständnis desselben ausgeht. Man muß zugeben, daß dies Verständnis weitgehend noch das unsere ist; wir denken bei Barmherzigkeit an ein Gefühl: Barmherzigkeit fühlt man. In der Heiligen Schrift herrscht aber das hebräische Verständnis, das zwar das emotionale Moment durchaus voraussetzt, aber doch darauf zielt, daß Barmherzigkeit zur Tat wird („der die Barmherzigkeit an ihm *tat*“, Lk 10,37). Damit erledigt sich Kants erster Einwand.

Gewiß ist auch — soviel wäre zu dem anderen Bedenken Kants zu sagen — das barmherzige Handeln das Handeln eines Stärkeren, der sich zu dem Schwächeren niederbeugt. Aber wenn wir die maßgebende Geschichte vom Barmherzigen Samariter im Blick behalten, so ist ja der Schwächere dort keineswegs „unwürdig“, sondern vielmehr „unfähig“. Insofern kann die Hilfe auch nicht als beleidigend empfunden werden: der Helfer fällt durchaus kein abschätziges Werturteil über den Leidenden, sein Handeln drückt eher das Gegenteil aus!

Der *Marxismus* scheint dem Begriff der Barmherzigkeit mit einer Kritik zu begegnen, die im Schweigen besteht. Wir wissen, daß Marx in seinem Schrifttum das Wort „Liebe“ vermied. Für die Notlage, die wir im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter kennenlernen, hätte er vermutlich eine ganz andere Lösung: die Forderung nach einer Veränderung der gesamten wirtschaftlich-politischen Machtverhältnisse in Palästina, aufgrund deren u.a. ein Überfall auf der Straße nach Gaza gar nicht mehr vorkommen würde. Der Marxismus opfert leicht der rationalen Durchkonstruktion des Lebens, dem Ziel der zukünftigen

großen Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft die gegenwärtige Wohlfahrt des einzelnen. So kann es mit dem Ziel der Menschlichkeit zu Unmenschlichkeiten kommen. Entsprechend fordern die Sozialrevolutionäre: Wir müssen jetzt Gewalt anwenden, damit wir sie später einmal nicht mehr anzuwenden brauchen. Das ist Ausdruck der fundamentalen Herrschaft des Satzes: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Dies Prinzip darf aber um keinen Preis zur Geltung kommen, solange die Suche nach Menschlichkeit noch etwas gilt. Denn wir wissen, wie leicht sich die Mittel selbständig machen und über die Menschen herrschen.

Menschliche Vernunft ist unfähig, die Beziehungen von Mittel und Zweck in der Hand zu behalten, schon deswegen, weil die Vernunft die Zukunft nicht kennt. Solange die Marxisten an ihrem moralischen Relativismus festhalten, heilen sie die Lage der Menschheit praktisch nicht. Die Opfer an Menschlichkeit, die dann der Utopie und der Strategie gebracht werden, sind nicht besser als diejenigen, die ein ungezügelter Kapitalismus der *efficiency* und Profitmaximierung bringt. Das titanische Element macht die Haltung des Marxismus jener Unternehmung in den Schlußszenen von Goethes „Faust“ ähnlich: Faust will in größtem Maßstab Wohlfahrt für die Menschheit verwirklichen, aber die einzelnen, hier das betagte Ehepaar Philemon und Baucis, werden dabei geopfert. Demgegenüber trägt uns die Heilige Schrift nicht umsonst *Nächsten*liebe auf!

Einen überaus scharfen und bewußten Kampf hat *Friedrich Nietzsche* gegen die Zielsetzung oder Pflicht der Barmherzigkeit geführt. Er sieht in Jesu Auftrag zum barmherzigen Handeln gerade das schlimmste Erbe des Christentums an die Menschheit. Den Begriff „Menschlichkeit“ nimmt er nur noch in den Mund, um ihn zu verhöhnen. Mit voller Absicht setzt er die Selbstliebe an die Stelle der Nächstenliebe. Die alte Erkenntnis: „Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf“ hält er nicht für den Ausdruck eines Verhängnisses, sondern für den allvernünftigsten Vorsatz. Sein Ideal ist die vornehme Unmenschlichkeit, der stolze, verwegene, unnahbare, sich selbst genießende Herrenmensch, dem Beschränkungen und Verbote

nur hinderlich sind. Es ist ein ästhetisches Ideal, das hier die Moral — oder besser die bewußte Unmoral — beherrscht. Selbstverständlich ist das Leiden anderer in der unmittelbaren Umgebung bei der skrupellos betriebenen Selbstverwirklichung im Wege. Man soll aber die Schwächen des anderen ausnützen; ist er wertlos geworden, muß man ihn beseitigen. Das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter hat Nietzsche als den diametralen Gegensatz zu seiner Lebensauffassung empfunden; er konnte darüber nur mit Entrüstung reden. Eine Verständigung ist mit dieser Position nicht möglich, ist ihr auch nicht willkommen. Aber der Hinweis wäre wohl angebracht, daß Nietzsche selbst später — geistig umnachtet — manches Jahr seines Lebens auf dieselbe Barmherzigkeit mit dem Kraftlosen angewiesen war, die er vorher zu zerstören trachtete. Und die Verwirklicher seiner Ideen, die Sachwalter des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms von 1940 waren, als man sie später vor Gericht stellte, von denselben Krankheiten geschlagen, deren Opfer sie vorher getötet hatten. Die Weltgeschichte — ein Stück Weltgericht!

Der in seiner Breite gefährlichste Gegner des Auftrags zur Barmherzigkeit ist heute jedoch nicht die eine oder andere atheistische Philosophie, sondern die alles unterminierende Kritik, die von der *materialistischen Gesinnung* unseres Jahrhunderts ausgeht. Wir sind eine harte Generation geworden. Zunächst hat der zweite Weltkrieg zu einer Verrohung der Menschen geführt. Trotz einzigartiger Beispiele von Barmherzigkeit und Solidarität im Kriege hat der Krieg durch das Übermaß der Leiden das Mitgefühl abtupfen lassen. Der Kampf ums Überleben machte es dem einzelnen nicht einfacher, zuerst an den andern zu denken.

Viel weniger entschuldbar ist aber die *Zurücksetzung, die die Barmherzigkeit gegenwärtig, inmitten von Frieden und Wohlstand, durch den herrschenden Materialismus und Egoismus erfährt*. „Hart sein — leicht rauchen“ ist der Slogan des Tages, den die Zigarettenindustrie sich nicht schämt, an alle Reklameflächen zu bringen. Hier drückt sich die Selbstsucht treffend aus. Mit der eigenen Gesundheit will sie am Ende behutsam umgehen. Der andere Mensch dagegen ist Ziel des wirt-

schaftlichen und beruflichen Kinnhakens. „Ich zuerst“ lautet die Losung, und „Kampf aller gegen alle“ um den Platz an der Sonne — und seine entsprechende behäbige Ausstattung. Geltung hat das Recht des Stärkeren, das Gesetz des Dschungels.

Nicht, daß die Menschen heute notwendig unbarmherziger wären als zu anderen Zeiten! Aber das Gebot der Barmherzigkeit wird durch den atheistischen Materialismus unserer Zeit aus dem Bewußtsein verdrängt, und dazu tritt dann die Ausbreitung und fortschreitende Perfektionierung technischer Mittel für die angeblich nötigen und leider unumgänglichen Akte der Unmenschlichkeit. Unser Zeitalter ist ein „Zeitalter der Herzlosigkeit“; Gefühle stören die technischen Abläufe. Wir legen dagegen Protest ein, nicht, weil wir für eine neue Romantik plädieren, die die Ära des Technizismus ablösen sollte, wohl aber für eine Wiedergewinnung des Empfindens für die Not des Nächsten und der Fähigkeit zur Anteilnahme, so daß „uns friert, wenn der andere ein Loch im Schuh hat“, wie einmal gesagt worden ist. Menschlich ist es, Gemeinschaft mit dem anderen Menschen zu halten; unmenschlich, die zwischenmenschlichen Beziehungen einzufrieren oder abzubrechen. Das aber ist die notwendige Konsequenz des Egoismus. Er kann von seinen Folgen erst dann frei werden, wenn er durch das Geheimnis der Vergebung und durch Menschlichkeit abgelöst wird. Damit berühren wir die Frage nach der Begründung der Menschlichkeit.

II. Motive für Menschlichkeit

Woher kommt die Kraft und der Antrieb für den in aller Menschlichkeit enthaltenen *Verzicht* auf Selbstverwirklichung, auf Verfolgung eigener Ziele, auf das Absehen von der eigenen Karriere? Was ermöglicht eine solche Selbstvergessenheit gegenüber Zeit, Besitz, Rechten, Titeln und Würden? Wie kommen Einsatz, Anstrengung, Dienst für den andern zustande?

Eine innere Erschütterung, etwa das plötzliche Gefühl und die Erkenntnis der Gleichheit und Solidarität alles Menschlichen reicht, so ist zu fürchten, unter normalen Umständen nicht weit. Wenn aber die Quelle unseres Verständnisses von Menschlichkeit im Umkreis Jesu zu suchen ist, wird auch ihre Motivation am ehesten dort zu finden sein.

Das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter gibt uns auf unsere Frage nach den Motiven nur die Antwort: der Verwundete „jammerte ihn“, und er stieg herab vom Reittier. Woher kam dem Samariter Empfindung und Tatkraft? Zwar gibt das Gleichnis unmittelbar darauf keine Antwort, es steht aber in einem bemerkenswerten Kontext. Im Evangelium des Lukas geht ihm, quasi als seine Voraussetzung, das Thema der Gottesliebe voran, und ihm folgt die Geschichte jener beiden Schwestern Maria und Martha, von denen die, die Jesus zuhörte, nach seinem Urteil das notwendige Verhalten zeigte. Vielleicht darf man aus dieser Beobachtung auf eine erste Motivation zur Barmherzigkeit schließen:

1. Der die Nächstenliebe Übende hat ein *lebendiges Gottesverhältnis*. In diesem Verhältnis ist er nicht nur aktiv (indem er Gott liebt aus ganzem Herzen, aus aller Kraft und von ganzem Gemüt), nicht nur ein Gebender, sondern in erster Linie Empfangender. Wer Gott kennt, weiß: Tun ist, Gott tun lassen. Man muß aus dem Empfangen heraus handeln. Jesus selbst sagt: Ich kann nichts aus mir selbst tun, — wie ich höre, so urteile ich (Joh 5,30). Ebenso erwartet er es von seinen Nachfolgern. Ihre Motivation für Barmherzigkeit wird in ihrer Gemeinschaft mit Gott begründet sein.

2. Hierher gehört ferner das Element des *Vorbilds*, das aus dem Umgang mit Gott erwächst. „Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist“, sagt Jesus (Lk 6,36); der Umgang mit Gott fördert die Übung der Barmherzigkeit, wie man sie an Gott sieht.

3. Das barmherzige Handeln wird aber noch tiefer begründet: Die Nachfolger Jesu haben selbst eine als unverdient empfundene Barmherzigkeit *erfahren*, die ihnen den Zugang zur Gottesgemeinschaft überhaupt erst eröffnete. Motivation zum Verzicht und zur Barmherzigkeit darf man deshalb am ehesten bei denen erwarten, die die Barmherzigkeit Gottes in ihrem Leben erlebten, selbst einmal Gegenstand barmherziger Zuwendung von höchster Stelle gewesen sind. Die Theologie sagt deshalb: Das zentrale Motiv christlicher Ethik ist Dankbarkeit für erfahrene Vergebung. Und der Pietismus formuliert: Gerettetsein gibt Rettersinn.

4. Das alles betrifft sozusagen die subjektive Seite der Motivation zur Menschlichkeit. Es gibt aber auch noch eine — weniger bekannte, gleichwohl biblische — *objektive* Seite, nämlich die Feststellung Jesu, daß man in jedem Notleidenden, Schwachen, Bedürftigen, in jedem Kinde Ihm selber diene. Er tritt sozusagen verhüllt, verkleidet in der Not des Mitmenschen vor uns. Deshalb gilt: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40). Jesus selbst steht uns im leidenden Nächsten gegenüber und wird so zu einem gleichsam gegenständlichen Motiv des barmherzigen Tuns.

5. Dies ganze Handeln der Barmherzigkeit, die Entscheidung für den Dienst am Nächsten also, ist im übrigen nicht einfach in unser Belieben gestellt. Jesus bringt die Barmherzigkeit vielmehr immer wieder in Beziehung zu einer zukünftigen Nachprüfung unseres Handelns, zu einer *Schlußabrechnung* über den Gebrauch, den wir von unseren irdischen Begabungen gemacht haben, einer Schlußabrechnung, zu der er alle Menschen ohne Ausnahme auffordern wird. Mit Blick auf diese Rechnungslegung über den uns anvertrauten Besitz — sei es an Erkenntnissen, sei es an materiellen Mitteln — kommt es nun in der Bibel geradezu zu einer Umkehrung unseres vorigen Satzes.

Nicht nur gilt: Wer Barmherzigkeit erfahren hat, wird notwendig selber Barmherzigkeit üben, sondern auch: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen“ (Mt 5,5). So ist es zu verstehen, wenn der Seher Johannes sagt: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach“ (Offb 14,13). So oder so, unsere irdischen Taten folgen uns nach über den Tag unseres Todes hinaus in die Ewigkeit. Begründen können sie unsere Gottesgemeinschaft nicht, aber sie werden gleichwohl beurteilt und belohnt. Deshalb kann die Heilige Schrift den Schluß ziehen: Barmherzigkeit „rühmt sich daher wider das Gericht; aber ein unbarmherziges Gericht wird über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit getan hat“ (Jak 2,13). Das ist nichts als das Echo der Worte Jesu in den Briefen der Apostel.

6. Die letzte und allereinfachste Motivation des Christen zur Barmherzigkeit liegt darin, daß Christus sie ihm schlicht *aufgetragen* hat.

In seinen Nachfolgern möchte Jesus eine Art verlängerten Arm haben, mit dem er auch heute noch — als durch Glieder seines Leibes — fortfährt, in der Welt Barmherzigkeit zu üben, ja das barmherzige Handeln seiner irdischen Lebenszeit vervielfacht. Er macht die Christen zu seinen Nachfolgern auch in dem Sinne, daß sie mit seiner Wesensart und Gesinnung ihm folgen. Er beruft sie zu Mitarbeitern an der diakonischen Durchdringung der Menschheit in jeder Generation. Sie sind seine Handlungsbevollmächtigten, beteiligt an der Durchführung seines Heilsplans in der Welt, Fortsetzer seines ärztlichen Wirkens in leiblicher und geistlicher Hinsicht. Er hat ihnen den Auftrag zur Barmherzigkeit erteilt, und sie würden sich eine Freiheit herausnehmen, die ihre Christusbeziehung gegenstandslos machte, wenn sie seinem Auftrag nicht Folge leisteten.

Allen genannten Motiven: Gemeinschaft mit Gott, Nachahmung seines Vorbilds, Erfahrung seiner Vergebung, Begegnung mit ihm im Nächsten, Schlußabrechnung im Jüngsten Gericht und Auftrag zum Barmherzigsein ist jedoch eines gemeinsam: sie entfalten sich alle aus dem zuerst genannten Motiv: *der Beziehung zu Gott*. Keine dieser Motivationen setzte den

isolierten, autonomen, sich selbst Gesetz gebenden Menschen voraus. *Wer daher den Menschen einer bewußten und lebendigen Gottesbeziehung beraubt, der entzieht ihm zugleich die Motivation zur Barmherzigkeit. Humanität ohne Gott produziert Humanität ohne den Nächsten:* das ist ein an der europäischen Geistesgeschichte abzulesendes Ergebnis. Wenn unsere Welt unmenschlicher wird, so ist das die unmittelbare Folge ihrer Entfremdung von Gott. Man hat längst beobachtet, daß in einer materialistisch orientierten Gesellschaft der Dienstleistungssektor schließlich nicht mehr zu finanzieren ist. Wo jene anderen, christlichen Motive zum Dienst nach und nach abgebaut werden, reicht auch eine immer höhere materielle Entschädigung nicht mehr aus. Barmherzigkeit läßt sich letztlich nicht kaufen. Wie auf manchen anderen Feldern unserer Kultur, so leben wir auch hinsichtlich der Menschlichkeit heute spürbar nur noch vom „Duft aus einem leeren Kelch“, von den Resten eines Kapitals, das die Gottesgemeinschaft unserer Väter einmal aufhäufte.

Die sich daraus ergebende Konsequenz ist überaus deutlich: Wenn wir in einer unmenschlicher werdenden Welt nach Menschlichkeit suchen, nach Geborgenheit für uns und unsere Kinder, aber auch nach Kräften, die uns stark machen, andere in unserer Obhut zu bergen, müssen wir es uns angelegen sein lassen, vor allem Gott wieder zu suchen. „Die den Herrn suchen, haben keinen Mangel“ (Ps 34,11), — auch nicht an Phantasie und Kraft zur Menschlichkeit. *Unter der Anleitung Gottes* lernt man es, auf eigene Kosten den Nächsten zu heilen, anstatt auf Kosten des Nächsten sich selbst zu helfen.

Eine solche Suche nach Gott als dem eigentlichen Motivator der Menschlichkeit ist in keinem Fall vergeblich, denn so hat der, der die Quelle und das Vorbild der Menschenfreundlichkeit ist, gesagt: „Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen“ (Jer 29,13f).

Bücher von Klaus Bockmühl

Herausforderungen des Marxismus

128 Seiten. ABCteam 924. Paperback

Klaus Bockmühl hat sich seit seiner Dissertation von 1961 mit den Fragen des Marxismus befaßt. Im vorliegenden Buch schreibt er in verständlicher Form, ohne gelehrten Ballast, über ausgewählte Kapitel der marxistischen Anschauung, die den Christen besonders angehen.

Glauben und Handeln

Beiträge zur Begründung evangelischer Ethik

128 Seiten. ABCteam 912. Paperback

Biblische Theologie zu aktuellen Themen:

Was heißt Glauben? — Zur Frage nach der Maßgeblichkeit der Bibel für die Ethik — Über die Geltung der Zehn Gebote heute — Die Leiblichkeit des Menschen in biblischer Sicht — Die biblische Idee der Humanität und ihr Verhältnis zum Strafrecht des Staates — Theorie und Praxis, Änderung des Menschen und Änderung der Strukturen.

Was heißt heute Mission?

192 Seiten. ABCteam 905. Paperback

Der Bedeutungsinhalt des Begriffs „Mission“ hat in den letzten Jahren stürmische Wandlungen erlebt. Dieses Buch berichtet zunächst über die Hochblüte der Missionstheologie in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg. Ein zweiter Teil verfolgt die Entwicklung des Missionsbegriffs in der Ökumene anhand der großen Konferenzen von Neu Delhi, Uppsala und Bangkok.

Bockmühl untersucht schließlich die neueren evangelikalen Äußerungen einschließlich des Kongreß' für Welt-Evangelisation in Lausanne 1974.

Angesichts der Auseinandersetzungen um den Kurs des Weltkirchenrates gewinnt das Buch besondere Aktualität.

Der Dienst der Theologie

8 Seiten. Theologie + Dienst Flugblatt 1

Der sendende Herr — die neue Schöpfung

Mission als Aufgabe

24 Seiten. Theologie + Dienst Flugblatt 2

BRUNNEN VERLAG · GIESSEN/BASEL

THEOLOGIE UND DIENST

1 Klaus Bockmühl

Sinn und Unsinn der „neuen Moral“

Kritik und Selbstkritik

2 Werner Stoy

Familie heute

Die christliche Familie zwischen Groß- und Kleinfamilie

3 Garth Lean

Wilberforce — Lehrstück christlicher Sozialreform

4 Peter Beyerhaus

Mission in urchristlicher und endgeschichtlicher Zeit

5 Helmut Burkhardt

Das biblische Zeugnis von der Wiedergeburt

6 Klaus Bockmühl

Umweltschutz — Lebenserhaltung

Vom Umgang mit Gottes Schöpfung

7 Pierre Spoerri

Gesucht — der neue Mensch

8 John Stott

Einheit der Evangelikalen

Über Einheit und Reichtum evangelikaler Theologie

9 Klaus Bockmühl

Evangelikale Sozialethik

Der Artikel 5 der Lausanner Verpflichtung

10 Per Lönning

Abtreibung — Testfall der Sozialethik

11 Rainer Riesner

Formen gemeinsamen Lebens im Neuen Testament und heute

12 Waldron Scott

Die Missionstheologie Karl Barths

13 Walter Lohrmann

Frucht und Gaben des Heiligen Geistes

14 Gerhard Maier

Wie legen wir die Schrift aus?

BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN/BASEL